

Hasez Ni folgt

# NEUES Beginnen

## ZEITSCHRIFT DER ARBEITERWOHLFAHRT

Herausgeber: Arbeiterwohlfahrt, Hauptausschuß e. V.  
 Nummer 4 Bonn, April Jahrgang 1954

Es gibt nur ein  
 Heldentum in der Welt:  
 Die Welt zu sehen,  
 wie sie ist -  
 und sie zu lieben

Romain Rolland

### Marie Juchacz zum 75. Geburtstag unsere Wünsche und Grüße!

Wenn ich als der derzeitige Vorsitzende des Hauptausschusses der Arbeiterwohlfahrt dieser Festschrift für Marie Juchacz einige Worte voranstellen darf, dann gehen meine Gedanken an jenen Tag zurück, an dem ich als ein wahrhaft Spätgeborener dieser verehrungswürdigen Frau das erste Mal begegnet bin: es war auf der Reichskonferenz in Solingen. Man hatte mich, der ich zu der Generation gehöre, die erst nach 1945 frei arbeiten und sich politisch frei entscheiden konnte, für diese Tagung zu einem Hauptreferat gebeten, und ich sprach das erste Mal vor einem Kreis, in dem ich die Wenigsten persönlich kannte. In der ersten Reihe des größten Saales der Stadt saß Marie Juchacz — damals seit einigen Monaten aus der Heimatlosigkeit der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt — und begrüßte den jungen Mann, von dem sie wahrscheinlich wußte, daß er zwei Tage später zum Vorsitzenden des Hauptausschusses und damit zu einem ihrer Nachfolger vorgeschlagen werden sollte.

Mir war zu Mute wie einem Prüfling, der vor seinem Examinator steht. Ich weiß nicht mehr, was in diesen ersten Minuten zwischen ihr und mir geredet worden ist, aber ich weiß, daß von diesem Augenblick an für mich soviel Jüngerer der Weg einer Erfahrung begann, der sich seit jenem herbstlichen Tage des Jahres 1949 wie ein großer schöner Bogen durch die Jahre hin fortgesetzt hat — eine Erfahrung, die selten ist: nämlich das ein altgewordener Mensch aus seinem langen Leben, aus den Erfolgen und bitteren Enttäuschungen, die es brachte, sich aufgeschlossen, verstehend und mittragend allem Neuen und heute und jetzt Notwendigem zuwendet. Denn das ist Marie Juchacz doch für uns alle geworden: ein Mensch,

der die große Tradition der Arbeiterbewegung in ihrem besten Sinne lebendig unter uns darstellt und in dieser Tradition doch nicht verhärtet ist, ein lebendiges Beispiel dafür, daß Alter ein Reichtum sein kann und kein Gegensatz zur Jugend ist, und über allem Diskutieren, Reformieren und Verändernwollen einfach durch sein Dasein eine Verbindung schafft, die aus den Kämpfen des untergehenden Kaiserreichs und den Erfahrungen der Weimarer Republik durch die Verbotszeit nach 1933 und das Lernen und Sehen in einem fremden Lande uns, die wir wieder ganz von vorne anfangen mußten, Hilfe und Bestätigung ist.

So hat Marie Juchacz ohne ein formal gegebenes und im Statut festgelegtes Amt — einfach durch ihre Person — ihre ständige Wirkung auf uns alle gehabt, hat unermüdet an unseren Sitzungen und Tagungen teilgenommen, hat das Land bereist, hat im stillen so viele Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten aus dem Wege geräumt, und ist dadurch zu einer ständigen Quelle der Hilfe und der Freude geworden.

Dafür ihr heute in dieser Schrift im Namen der Arbeiterwohlfahrt, die sie selber gegründet hat, zu danken, und uns zu wünschen, daß uns der Reichtum ihrer erfahrenen, gütigen und selbstverständlichen Menschlichkeit noch lange erhalten bleibt, soll der Sinn dieses einleitenden Wortes sein.

HEINRICH ALBERTZ

1. Vorsitzender des Hauptausschusses  
 der Arbeiterwohlfahrt



## Gruß der Schriftleitung

Noch nie, seit ich für die Schriftleitung des „Neuen Beginnen“ verantwortlich bin, hat mir die Arbeit an einer Nummer soviel Freude gemacht, wie die an dieser Sondernummer zu Ehren von Marie Juchacz's 75. Geburtstag. Daß von 20 Persönlichkeiten, die um einen Beitrag gebeten wurden, 18 positiv reagierten und ihre Manuskripte sogar pünktlich einsandten, ist Balsam auf das oftmals verwundete Redakteurherz. Wenn nun der Redakteur noch dazu von dem menschlichen und sachlichen Inhalt der verschiedenen Beiträge innerlich stark berührt wird, dann ist es wohl verständlich, daß er sich inspiriert fühlt, um auch seinerseits aus seinen Erfahrungen und Erlebnissen mit der Arbeiterwohlfahrt — und das ist gleichbedeutend mit Marie Juchacz — zu berichten.

Es war im Sommer 1929, da wurde ich, die junge Fürsorgerin in einem Landkreis des Niederlausitzer Braunkohlengebietes, von Hedwig Wachenheim aufgefordert, eine Arbeit im Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt zu übernehmen; ich sollte mich zu einer Besprechung bei Marie Juchacz in Berlin einfinden. Ich habe den Tag im August noch lebhaft in Erinnerung, an dem ich die Treppen im Hause Lindenstraße 3 hinaufstieg, zaghaft an die Tür mit dem Namensschild Marie Juchacz klopfte und ihr dann in dem langen schmalen Zimmer, dem einige gut gehaltene Blattpflanzen viel von seiner sachlichen Strenge nahmen, gegenüber saß. Was lag näher, als daß die junge Fürsorgerin unsicher und zaghaft fragte: „Warum gerade ich? Und bin ich denn nicht viel zu jung?“ Und Marie Juchacz, lächelnd: „Das letztere ist ein Fehler, der mit jedem Tage mehr verschwindet, und im übrigen haben wir Vertrauen zu Ihnen.“ Das ist nun 25 Jahre her, aber das Gefühl der Verpflichtung, das sich aus dem Stolz und der Freude über diese Auszeichnung entwickelte, hat mich niemals verlassen. Und auch niemals das Gefühl der Ergebenheit, das damals gegenüber der ruhigen, ersten Frau von meinem Herzen Besitz ergriff. Am 14. September 1929 trat ich meinen Dienst im Hauptausschuß an. Selten wird ein Mensch bei Antritt einer neuen Tätigkeit auf soviel freundliche und kameradschaftliche Bereitschaft stoßen wie ich damals. Die Mitglieder des Vorstandes, der Lehrkörper der AW-Wohlfahrtschule, die Mitglieder der verschiedenen Fachausschüsse — alles Namen von gutem Klang in der Fachwelt —, nicht zuletzt die Mitarbeiter in der Geschäftsstelle nahmen mich ohne Vorbehalt auf und stützten mich und halfen mir, wo immer sie konnten. Marie Juchacz, ernst, herb, stellte mir Aufgaben, zog den Rahmen meiner Verantwortlichkeit immer weiter, regte an, ermutigte; ich kann mich nicht erinnern, daß wir jemals über Persönliches gesprochen haben, aber die sachliche Kameradschaftlichkeit war ungeheuer stärkend und gab ein gutes Gefühl von Sicherheit auch im Menschlichen.

Wenige Monate nach Aufnahme meiner neuen Tätigkeit beging der Hauptausschuß die Feier seines zehnjährigen Bestehens. Im Plenarsaal des ehemaligen Preußischen Herrenhauses sprach Marie Juchacz. Unpathetisch, klug und klar gab sie in vorbildlich kurzer Rede einen

Überblick über die Entwicklung der jungen Organisation.

„Die Arbeiterwohlfahrt fand in der Demokratisierung des öffentlichen Lebens ihre Lebensbedingungen. So mußte sie entstehen. Wir wünschen ihr weiteres Wachstum nach innen und außen. Alles fließt. Es gibt noch viel Brachfeld für eine moderne Wohlfahrtsorganisation im neuen Deutschland.“

Ja, er gab viel Brachfeld! Die Weltwirtschaftskrise zeigte sich an. Die Zahl der Arbeitslosen stieg von 1 Million im Jahre 1928 auf 3 Millionen im Jahre 1930, auf 5 Millionen im Jahre 1931 und überschritt im Jahre 1932 die Zahl von 6 Millionen erheblich. Die wachsende Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit der Massen auf der einen Seite, eine mit Notverordnungen arbeitende Regierung, die massiv den Abbau sozialer Leistungen, den Abbau von Löhnen und Gehältern vornahm, auf der anderen Seite bereiteten den Boden für den Nationalsozialismus.

In dieser Situation, in der die deutsche Arbeiterbewegung in allen ihren Zweigen einen verzweifelten Kampf um die Aufrechterhaltung ihrer Errungenschaften und um die politische Freiheit und Demokratie in Deutschland führte, fielen der Arbeiterwohlfahrt eine Fülle von Aufgaben zu. Ich war inzwischen (Juli 1930) mit der Geschäftsführung des Hauptausschusses betraut worden. Es gehört zu meinen unvergeßlichen Erinnerungen, mit welcher Aktivität, welchem ungebrochenem Mut, unter welchen äußersten Opfern unsere Helfer in Stadt und Land damals arbeiteten. Es kam ihnen „zugute“, daß sie selber weitgehend vom Schicksal der Arbeitslosigkeit betroffen waren und somit — Zeit hatten. Zeit, die sie darauf verwandten, ihren Schicksalsgefährten zu helfen. Überall wurden von der Arbeiterwohlfahrt Volksküchen errichtet, Räume für die Verbringung der Freizeit geschaffen, Werkstätten für erwerbslose Jugendliche eingerichtet, Kurse, bildende Veranstaltungen durchgeführt. Und das alles buchstäblich von Arbeitslosen für Arbeitslose! Vor mir liegt der im Oktober 1932 herausgebrachte „Aufruf der Solidaritätshilfe“ der Arbeiterwohlfahrt, in dem es heißt: „... in einer Zeit der sozialen Reaktion und tiefen Mutlosigkeit bekennen wir uns zur Zukunft! Wir wollen helfen, daß das Millionenheer unserer notleidenden Brüder und Schwestern nicht mutlos wird. Wir wollen helfen, sie als Kämpfer für den Sozialismus zu erhalten!“

Der Hauptausschuß hat in jenen Jahren unter der Führung von Marie Juchacz eine starke Aktivität entfaltet, um die praktischen Maßnahmen anzuregen und zu stützen und er hat zugleich im sozialpolitischen und parlamentarischen Raum einen aufreibenden Kampf gegen die rückläufigen Tendenzen in der Wohlfahrtspflege und Sozialversicherung geführt. Damals schrieb Marie Juchacz\*): „Diese Zeit mit ihren Enthüllungen und Erkenntnissen liefert mehr als ein Schulbeispiel dafür, daß in der Politik auch bei der besten demokratischen Verfassung und dem freiesten Wahlrecht Geld und Besitz, wenn sie zielbewußt im Sinne der Reaktion angewendet werden, ungeheure Möglichkeiten haben.“ (Heute, nach 22 Jahren,

\*) Arbeiterwohlfahrt, 7. Jahrgang, 21. Heft

ist diese Aussage noch oder wieder von der gleichen Aktualität wie im November 1932.)

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Dem Kampf der Arbeiterbewegung um die Verhinderung der Nazi-Diktatur war kein Erfolg beschieden. Die Regierung Papen und ein schwacher Reichspräsident ebneten Hitler den Weg. Über die politischen Gegner des Nazismus kamen Verfolgung, wirtschaftliche und seelische Not. Die Arbeiterwohlfahrt hat bis zum Verbot unter Einsatz aller Kraft den Familien der Gefangenen und den Verfolgten geholfen und wir haben Mittel und Wege gefunden, um auch nach dem Verbot unter mancherlei Tarnung die Hilfsarbeit illegal weiterzuführen. Viele haben diese Arbeit mit ihrer Freiheit und Gesundheit, viele mit dem Leben bezahlt.

1946: Der Hauptausschuß hatte wieder eine bescheidene Geschäftsstelle in Hannover (das Haus Belle Allianceplatz 6 in Berlin lag in Schutt und Asche). Da kam am 27. Juni ein vom 22. März 1946 datierter Brief von Marie Juchacz aus New York an: „Hier besteht seit längerer Zeit ein Ausschuß für Arbeiterwohlfahrt. Wir sind fleißig beim Sammeln von Kleidern, Wäsche, Schuhen, Lebensmitteln, Medikamenten...“ So wenig, wie Marie Juchacz in diesem Brief davon sprach, daß sie es gewesen ist, die den Ausschuß für Arbeiterwohlfahrt in New York ins Leben gerufen hatte, so wenig ist in den folgenden zahlreichen Briefen, die drei dicke Aktenstücke füllen, die Rede von ihr selbst. Nur immer sachliche Mitteilungen oder ein vorsichtig und behutsam angebrachter Rat.

1949: Am 2. Februar brachte ein Schiff Marie Juchacz wieder nach Deutschland, wieder zur Arbeiterwohlfahrt zurück, von der sie sagt, daß sie in ihr ihre stärkste menschliche Verankerung habe. Sie kam nach Hannover, in unsere bescheidenen Räume. Wir begrüßten sie mit dem Lied: „Wahre Freundschaft soll nicht wanken, wenn sie gleich entfernt ist.“ Wir hatten's erfahren. — Es war erstaunlich, Marie Juchacz bewegte sich unter den so unwahrscheinlich veränderten Verhältnissen in Deutschland, als wäre sie nie fortgewesen, als hätte sie das alles miterlebt. Sie hatte es wohl auch miterlebt; ihr starkes Gefühl, ihre lebhaftige Fantasie hatten aus Briefen, Berichten, Pressenachrichten in ihrem Innern ein anschauliches Bild geformt. So war sie eingestellt auf das, was ihrer hier erwartete. Nur wenige Tage ließ sie sich Zeit für ihre Kinder und Enkelkinder, für ihre alten Freunde, dann stand sie die Siebzigjährige „zur Verfügung“.

1954: Jetzt sind es fünf Jahre, seit Marie Juchacz wieder in Deutschland ist. In diesen Jahren hat sie unermüdlich an allem Anteil genommen, was in der Arbeiterwohlfahrt vorging, an der Entwicklung, dem Wachstum der Organisation wie an ihren Sorgen und Problemen.

In diesen Jahren haben wir vieles gemeinsam getragen und es hat sich zwischen uns eine Freundschaft gebildet, die mich mit demselben Gefühl der Verpflichtung erfüllt, wie es vor 25 Jahren das Vertrauen tat, mit dem Marie Juchacz mich in die Arbeit berief.

„Es gibt noch viel Brachfeld für eine moderne Wohlfahrtsorganisation im neuen Deutschland!“ Ja, liebe Jubilarin, mit Dir zusammen wollen wir uns an die Arbeit machen!

Lotte Lemke

## Worte der Freunde an Marie Juchacz

### Erich Ollenhauer:

Wenn am 15. März Marie Juchacz ihren 75. Geburtstag feiert, dann wird die Erinnerung vieler Menschen in Deutschland und außerhalb Deutschlands weit zurückgehen in die Vergangenheit, um das vielseitige Wirken von Marie Juchacz im Dienste der Arbeiterbewegung und des Sozialismus zu umfassen.

Als sie nach dem Krieg aus Amerika zurückkam und sich wieder für die Arbeit zur Verfügung stellte, war ihr Name in erster Linie und mit Recht verbunden mit der Tätigkeit der Arbeiterwohlfahrt, denn an dem Aufbau dieser großen und umfassenden Wohlfahrtsorganisation der freien Arbeiterbewegung hat Marie Juchacz ein entscheidendes Verdienst. Sie ist daher mit Recht heute die geachtete und verehrte Ehrenvorsitzende des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt; und es wird ihr an diesem Tage eine der großen Befriedigungen ihrer Lebensarbeit sein, zu wissen, daß dieses Werk aus den Trümmern des Todes und der Vernichtung wieder auferstanden ist als ein achtungsgebietender und bedeutender Faktor in der freien Wohlfahrtspflege der Bundesrepublik.

Wir werden aber dem Lebenswerk von Marie Juchacz nicht gerecht, wenn wir es nur versinnbildlicht sehen in ihrem engen Verhältnis zur Arbeiterwohlfahrt. Ihre Initiative und ihre Aufbauarbeit in diesem Stück der modernen Arbeiterbewegung entsprang tieferen Wurzeln als nur dem Bemühen, auch auf der Seite der Arbeiterbewegung das große Gebiet der Wohlfahrt und Fürsorge für die sozial Schwachen unter sozialistischen Gesichtspunkten zu organisieren. Der Lebensweg von Marie Juchacz war ein Weg des Kampfes und der Arbeit für ein menschenwürdiges Dasein und für die Anerkennung der elementaren Grundrechte, vor allem für die sozial Schwachen und dabei in erster Linie für die Frauen. Marie Juchacz hat in jungen Jahren den Kampf für die politische Gleichberechtigung der Frau und für die Befreiung der Frau aus sozialer, staatsbürgerlicher und menschlicher Benachteiligung aufgenommen, und sie stand schon in der vordersten Reihe der Kämpfenden als 1918 die Revolution den Frauen das Wahlrecht verlieh und damit den ersten großen entscheidenden Schritt auf dem Wege der vollen Gleichberechtigung tat.

Dabei war Marie Juchacz selbst in der Zeit der härtesten politischen Auseinandersetzungen alles andere als der Typ der „politischen Frau“, die nur die politische Aufgabe sah. In den ersten Jahren der Weimarer Republik war sie als Mitglied des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands auch Mitglied des Vorstandes der Sozialistischen Arbeiter-Jugend Deutschlands, und wir Jüngeren haben damals in der Zeit des Aufbaues der neuen sozialistischen Jugendbewegung immer in Marie Juchacz die verstehende, gute und mit-helfende Kameradin gefunden.

Ihre politische Erfahrung und ihre menschliche Größe hat Marie Juchacz aber auch vor allem in den bitteren Jahren des Zusammenbruches und der Nazidiktatur, die sie in der Emigration erleben mußte, unter Beweis gestellt. Bittere Not, viel Enttäuschungen und die

zeitweise Aussichtslosigkeit des Kampfes um eine bessere Welt haben sie in keinem Augenblick verzweifeln oder an der Richtigkeit ihrer Ideen irre werden lassen. Sie blieb immer was sie stets war: Die Sozialistin in Wort und Tat.

Aus diesem Geiste und aus dieser inneren Verpflichtung kehrte sie dann auch nach dem Ende des Hitler-Reiches nach Deutschland zurück, und wir alle sind froh, sie heute unter uns zu wissen, denn es ist nicht nur ihr Rat und es ist nicht

### Herta Gotthelf:

Das muß so um 1920 gewesen sein, als ich Marie Juchacz das erstmal bei einer sozialdemokratischen Frauenkonferenz in Breslau sah. Wir „Jungen“, die wir in unseren Abenden der Arbeiterjugend und der Jungsozialisten gewohnt waren, voller Selbstvertrauen unsere Meinung zu sagen und die „Alten“ und besonders den Parteivorstand zu kritisieren, waren ganz still und kleinlaut in Gegenwart dieser herben, klugen und überlegenen Frau.

Daß sich hinter diesem herben Wesen sehr viel warme Mütterlichkeit verbarg, merkte man erst, wenn man das Glück hatte, Marie Juchacz aus näherer Zusammenarbeit kennenzulernen. Nicht nur zur Arbeit der Arbeiterwohlfahrt, die immer ihr liebstes Kind war, brachte sie neben ihrer großen Erfahrung und ihrem klaren, praktischen Verstand ihre ganze menschliche Größe und Anteilnahme. Gerade auch in der politischen Arbeit war sie immer und zuerst der gütige, warmherzige Mensch.

Die Jahre ihres Wirkens als Leiterin der sozialdemokratischen Frauenarbeit Deutschlands waren Jahre des Aufstiegs. Von 1918 bis 1930, als die wirtschaftliche und politische Krise in Deutschland sich auch in ständig wachsenden Schwierigkeiten für die Organisationsarbeit der SPD auszuwirken begann, wuchs unter Marie Juchacz' Führung die SPD-Frauenarbeit sowohl zah-

nur die Erfahrung eines Menschenalters, auf die wir uns stützen können, sondern sie lebt unter uns als ein großes Vorbild eines Menschen, der sich immer wieder restlos dem Dienste der Gemeinschaft verpflichtet hat.

In diesem Sinne danken wir Marie Juchacz aus Anlaß ihres 75. Geburtstages für alles, was sie für unsere gemeinsame Sache geleistet hat, und wir hoffen, daß wir sie noch lange gesund in unserer Mitte sehen werden.

lenmäßig als auch in der Vielfalt der Probleme, die angesprochen wurden.

Fast ein Drittel aller Mitglieder der SPD waren damals Frauen, und im Reichstag gab es keine der großen politischen, wirtschaftlichen, sozialpolitischen und kulturellen Fragen, in denen nicht auch die Frauen ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen hatten.

Wir, die wir nun heute selber schon grau geworden sind, lernten in dieser Zeit des Aufstiegs und des Erfolges von Marie Juchacz nicht nur das „Handwerkliche“ der politischen Arbeit, sondern vor allem zeigte uns ihr Beispiel, daß für eine nachhaltige Wirkung der Arbeit für die Ziele unserer großen sozialistischen Bewegung nicht nur ein Wissen um Form und Inhalt notwendig ist, sondern daß gerade diese Arbeit die Bereitschaft, den ganzen Menschen einzusetzen, verlangt. Ich glaube, nichts kennzeichnet Marie Juchacz besser als der unvergeßliche Ausspruch, den sie einmal getan hat: „Wir dürfen nicht fragen, was bietet mir die sozialistische Bewegung, sondern, was kann ich der sozialistischen Bewegung geben!“

Gerade, weil die Menschen, die mit ihr zu tun hatten, ob Freunde oder Gegner, diesen inneren Antrieb ihrer Arbeit spürten, war und ist sie weit über die Kreise der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands hinaus im In- und Ausland geachtet, bewundert und verehrt. Wir sind stolz, daß unsere Bewegung Menschen wie Marie Juchacz hervorgebracht hat.

### Aus dem Inhalt:

	Seite		Seite
Marie Juchacz zum 75. Geburtstag		Die Internationale der Wohlfahrtsverbände der Arbeiterbewegung	
Heinrich Albertz	49	Jean Luyten	59
Gruß der Schriftleitung		Die sozialistischen Frauen Österreichs grüßen · Gabriele Proft	59
Lotte Lemke	50	Internationale Zusammenarbeit	
Grußworte der Freunde an Marie Juchacz:		Helen Fogg	60
Erich Ollenhauer, Herta Gotthelf	51	Schulung für Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege · Erna Magnus	60
Paul Löbe, Rudolf Wissell, Friedrich Stampfer	52	30 Jahre Fürsorgepflicht	
Vom Armenwesen zur sozialen Fürsorge · Dorothea Hirschfeld	53	Fritz Wittelshoefer	61
Als wir gegen die Reglementierung kämpften · Louise Schroeder	53	Jugendarbeit in Berlin-Ost	
Zur Reform der Fürsorge-Erziehung		Professor Siegmund-Schultze	62
Dr. Walter Friedländer	54	Marie Juchacz' Kindheit, Jugend und erste politische Tätigkeit	63
Gemeinsame Arbeit		Die Kinderschutzkommissionen als Vorläufer der Arbeiterwohlfahrt	
Hedwig Wachenheim	55	Marie Juchacz	70
Worte der Freunde aus d. Emigration		Der Hauptausschuß teilt mit	71
Erna und Jola Lang	56	Das interessiert den Sozialarbeiter	71
Hans E. Hirschfeld · Herta und Erich Lewinski	57	Blick auf Bücher	73
Internationale Solidarität · Dr. Regina Kägi-Fuchsmann	58	Der Helfer hat das Wort	73



## Paul Löbe:

Soweit wir zurückblicken auf das Wirken und Schaffen von Marie Juchacz, immer, an jedem Platz finden wir die starke Hinneigung zu jenen Mitmenschen, die im Schatten stehen, und denen das Schicksal mehr Leiden als Freuden zuteilt hat. Vom Dienst im Haushalt und von der Arbeit in der Fabrik, die ihre Jugend begleiten, zieht es sie zur Pflege der Kranken. Als sie zur besseren Sicherung der eigenen Existenz die Schneiderei erlernt, geht sie gleichzeitig in die sozialdemokratische Frauenbewegung, um von dieser Seite aus an der Bekämpfung der sozialen Not teilzunehmen. Damit hat sie die Bahn betreten, die ihr ganzes weiteres Leben bestimmt. Obgleich sie nicht über das sonnige Wesen ihrer Schwester Elisabeth Röhl verfügt, sondern ihre Aufgabe ernster, ja schwerblütiger zu lösen versucht, kommt ihr bald das Vertrauen der Gleichgesinnten entgegen. Aus dem Bildungsverein für Frauen in Berlin-Schöneberg rufen die Genossen sie nach Köln ins Partei-Sekretariat. Aber schon vier Jahre später holt man sie in ein zentrales Parteiamt nach Berlin zurück. Ihre Vorgängerin, Luise Zietz, für deren Eifer und Begeisterung wir bei dieser Gelegenheit auch Zeugnis ablegen dürfen, war mit Haase und Crispian zu den „Unabhängigen“ gegangen. Den Platz, den sie im zentralen Parteivorstand ausgefüllt hatte, übernahm Marie Juchacz.

Als der erste Weltkrieg sich seinem Ende näherte, breitete sich vor ihr das große Arbeitsfeld aus, auf dem sie mit anderen unternehmungsfreudigen Genossinnen, darunter Louise Schroeder, die neue Organisation, die „Arbeiterwohlfahrt“ schuf, welche sich bald eine beachtliche Stellung neben den älteren Organisationen zu erringen vermochte. Heute leben Tausende unter uns, die schon als Kinder vor Jahren ihren Beistand erhielten. Der Nazismus zerschlug auch diese wahrhaft soziale Mission und trieb ihre Begründerin aus dem Lande. Aber als sie im Februar 1949 in die alte Heimat zurückkehrte, da wartete ihrer eine große Freude! Die Arbeiterwohlfahrt stand wieder, errichtet durch die opfervolle Hingabe ihrer Mitarbeiter und Freunde. Und so darf Marie Juchacz an ihrem 75. Geburtstag die wohlverdienten Glückwünsche entgegennehmen in dem Bewußtsein, daß ihr Leben nicht umsonst gewesen ist.

## Rudolf Wissell:

Marie Juchacz kann auf ein langes Leben der Arbeit zurückblicken. Nicht für sich selbst hat sie so gearbeitet und sich bemüht, nein, das alles galt den in Not Geratenen, die sich selbst nicht mehr helfen konnten.

Gewiß, mit dem Anwachsen der Arbeiterbewegung wurde immer wieder an das soziale Gewissen der Regierungen appelliert. Und das, was uns auf sozialem Gebiete heute so selbstverständlich erscheint, es wurde in schweren Kämpfen in den Parlamenten und durch Streiks erzielt. Aber so manche individuelle Not wurde nicht erfaßt. Den kirchlichen Wohlfahrtsverbänden standen keine solchen gegenüber, die von der Arbeiterschaft selbst getragen wurden. Da rief Marie Juchacz die Arbeiterwohlfahrt ins Leben. Schaut man auf die Anfänge dieser Gründung zurück, so weiß wohl niemand besser als ich, welche Sorgen ihr durch diese Einrichtung erwachsen sind. Auch ich konnte ihr dabei in meiner Tätigkeit als Arbeitsminister helfen. Im Haushalt des Arbeitsministeriums waren schon lange vorher Mittel zur Unterstützung der privaten Wohlfahrtsorganisationen vorgesehen. Der Verteilungsschlüssel der dafür eingesetzten Beträge lag in der bereitgehaltenen Bettenzahl der verschiedenen Anstalten. In dieser Hinsicht konnte aber die junge Arbeiterwohlfahrt, die sich im wesentlichen nur auf die Beiträge ihrer Mitglieder aus Arbeiterkreisen stützen konnte, nicht konkurrieren. Dieser Verteilungsschlüssel konnte also nicht beibehalten werden. Es war nicht leicht, die schon längst bestehenden Wohlfahrtsverbände von der Notwendigkeit eines anderen Verteilungsschlüssels zu überzeugen. Aber der schließlich gefundene Verteilungsschlüssel machte es möglich, auch die Arbeiterwohlfahrt an den Zuschüssen der Reichsregierung zu beteiligen.

Wie unter der Leitung Marie Juchacz's die Arbeiterwohlfahrt aufgezogen wurde und welche breite Wirkung sie hatte, ist ja allen bekannt, ebenso das Schicksal der Organisation und ihr persönliches Schicksal während der Nazizeit. Daß sie nun seit fünf Jahren wieder „dabei“ ist, darauf ist an Marie Juchacz 75. Geburtstag die ganze Arbeiterwohlfahrt stolz, darüber sind alle ihre alten Freunde sehr froh. Möge sie noch viele Jahre in Gesundheit und ungebrochener Kraft dabei sein!

## Friedrich Stampfer:

Es war ein geschichtlicher Augenblick, als an einem Februartag des Jahres 1919 in der Nationalversammlung von Weimar zum erstenmal eine Frau die Rednertribüne einer deutschen Volksvertretung betrat. Es war Marie Juchacz. Andere Frauen folgten. Sie hatte den ersten Platz, und sie hatte ihn verdient, nicht nur weil ihre Partei die stärkste war, sondern mehr noch, weil diese Partei, und sie mit ihr, allen anderen im Kampf um das gleiche Recht der Frau vorausgegangen waren. „Die Zukunft gehört der Frau und dem Sozialismus!“ hatte einst August Bebel verkündet. Gleiches Wahlrecht für alle Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts forderte das Erfurter Programm von 1891. Am 10. November 1918 wurde durch eine Proklamation der sozialdemokratischen Volksbeauftragten diese Forderung verwirklicht.

Das war, was immer man sonst sagen mag, eine Revolution und zwar, wie ich zuversichtlich hoffe, die segensreichste von allen. Denn mit ihr trat jene bis dahin rechtlos gewesene Hälfte der Menschheit in die Arena der Geschichte, die für die grauenhaften Untaten einer barbarischen Vergangenheit keine Verantwortung trägt. Daß Männer mit Keulen und Speißen auf einander losgehen oder, als neueste Errungenschaft der Technik, aus der Luft Tod und Verderben über Millionen Unschuldiger streuen, das gehört, wenn die Regierungen so entschieden haben, zu den männlichen Pflichten, und Tapferkeit im Menschenschlachten gehört zu den Attributen

der Männlichkeit. Walküren und Amazonen hingegen sind glücklicherweise nur Sagenfiguren, Produkte der männlichen Phantasie, und für Heldentätigkeiten von der Art der Jungfrau von Orleans ist in unserer Zeit kein Platz mehr.

Vorbei ist auch die Zeit, in der die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung glaubten, sie müßten durch die Annahme männlicher Allüren ihre Gleichwertigkeit mit den Männern beweisen, ja vielleicht durch übertriebene Lautstärke und Gestikulation ihre Überlegenheit zeigen.

Mit der Rednerin Marie Juchacz tritt uns ein neuer, ein ganz anderer Typ entgegen, der Typ der Frau, die ihre errungenen Rechte mit würdiger Selbstverständlichkeit wahrnimmt. Es ist die Mütterlichkeit, die frauliche Menschenliebe, die mit Marie Juchacz in der Volksvertretung das Wort ergreift. Angesichts einer solchen Erscheinung, die erfreulicherweise nicht vereinzelt bleibt, muß die Witzelle der Spießbürger, die in früherer Zeit den Fortschritt der Frauenbewegung begleitete, einer stummen Verlegenheit Platz machen.

Seit 1919 ist die gleichberechtigte Stellung der Frau im öffentlichen Leben unbestritten. Gestalten wie Margarete Behm auf der Rechten, Christine Teusch und Helene Weber in der Mitte, Marie Juchacz, Louise Schroeder, Toni Pfuelf auf der Linken lassen sich aus den Reichstagen der ersten deutschen Republik nicht wegdenken. Durch sie wurde eine Tradition geschaffen, die im Bundestag ihre würdige Fortsetzung gefunden hat. Große Tage von der Art, wie sie der Bundestag bei der Debatte über die Gleichberechtigung der Geschlechter im Februar dieses Jahres erlebt hat, sind nur durch die Teilnahme von Frauen möglich geworden.

Aber noch eine andere Wendung ist zu verzeichnen. Mit dem Wirken von Marie Juchacz tritt in der Arbeiterbewegung neben das kämpferische auch das karitative Prinzip. Nun gilt es, nicht nur gegen Ausbeutung und Unterdrückung das Wort zu führen, sondern auch die Wunden zu heilen, die der harte Kampf ums Dasein so vielen geschlagen hat, nicht nur auf dem Wege der Gesetzgebung an die Notleidenden heranzukommen, sondern als Mensch zum Menschen zu gehen und ihm in seiner Not beizustehen. Aus solchen fraulichen Gedanken entstand als das Werk von Marie Juchacz die Arbeiterwohlfahrt. Sie will den Kampf um soziale Rechte nicht ersetzen, sondern ihn nur ergänzen nach der menschlichen, der fraulichen Seite hin.

Als Marie Juchacz ein junges Mädchen war, gab es für Frauen noch nicht das Recht zu wählen oder gewählt zu werden oder auch nur einem politischen Verein anzugehören. Sie hatte nichts als ihre Energie, mit der sie zu einer der führenden Gestalten des öffentlichen Lebens emporstieg, nichts als den Willen, Dienerin nicht einer „Herrschaft“, sondern der ganzen Menschheit zu sein. So wurde sie zur Vorkämpferin einer friedlichen Revolution, die ein Zeitalter wahren Menschentums eröffnen soll.

Möge sie vielen ein Vorbild sein und ihnen den Mut geben, das Werk fortzusetzen, das sie begonnen hat. Das ist der Wunsch eines alten Freundes und Kampfgenossen zu ihrem 75. Geburtstag.

## Vom Armenwesen zur sozialen Fürsorge

### Erinnerungen aus meiner Tätigkeit im Reichsarbeitsministerium

Von Dorothea Hirschfeld, Berlin

Die Redaktion hat mich gebeten, in dieser Nummer, die unserer 75jährigen Marie Juchacz gewidmet ist, etwas aus meiner Tätigkeit in dem früheren Reichsarbeitsministerium zu erzählen. Ich komme dieser Bitte um so lieber nach, als mich diese Arbeit ja oft in Berührung mit Marie Juchacz brachte.

Meine Tätigkeit in der sozialen Arbeit begann 1904 mit meinem Eintritt in die von Stadtrat Emil Muensterberg, dem damaligen Leiter des Berliner Armenwesens, geschaffene und unter seiner Leitung stehende Zentralstelle für Armenpflege und Wohltätigkeit. Diese hatte die Aufgabe, alles Material auf dem Gebiete von Armenpflege und Wohltätigkeit zu sammeln und zu sichten, um dadurch Behörden, Organisationen und Einzelpersonen Auskunft zu erteilen. Sie gab die monatlich erscheinende „Zeitschrift für das Armenwesen“ heraus und wurde nach Muensterbergs Tode zur Berliner Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ausgebaut, dessen Vorsitz Prof. Dr. Polligkeit übernahm.

Im Jahre 1916 rief der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge zu einer Tagung auf, in der die Aufgaben und Probleme der Kriegerwitwen- und Kriegerwaisenfürsorge aufgezeigt und Richtlinien für diese Fürsorgearbeit aufgestellt werden sollten. Die Tagung führte zur Errichtung des Hauptausschusses der Kriegerwitwen- und Kriegerwaisenfürsorge und eines Arbeitsausschusses, der unter die Leitung von Dr. Helene Simon gestellt wurde. Hier wurden die wissenschaftlichen Grundlagen für die Organisation und Durchführung der Kriegshinterbliebenenfürsorge gelegt.

Von der praktischen Seite her hatte meine Tätigkeit als Leiterin einer der Hilfskommissionen des mit Kriegsbeginn ins Leben gerufenen „Nationalen Frauendienstes“ gleichfalls die Aufgaben der Kriegshinterbliebenenfürsorge an mich herangebracht. Denn wenn auch der Nationale Frauendienst ursprünglich als eine die amtliche Fürsorge ergänzende freiwillige Fürsorge für die Familien der Kriegsteilnehmer gedacht war, so mußte er sich doch schon während des Krieges immer stärker auf die besonderen Nöte der Kriegshinterbliebenen einstellen, je größer die Zahl derer wurde, die der Krieg ihres Ernährers beraubte.

Im Jahre 1919 wurden Haupt- und Arbeitsausschuß der Kriegerwitwen- und Kriegerwaisenfürsorge zusammen mit dem schon vorher geschaffenen Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge in das Ende 1918 errichtete Reichsarbeitsministerium übernommen. Im Mai 1919 wurde ich in das Ministerium berufen und in der Abteilung „Soziale Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene“ mit dem Referat Kriegerwitwen- und Kriegerwaisenfürsorge betraut.

Es war das erste Mal, daß eine Frau in ein Reichsministerium in den höheren Verwaltungsdienst berufen wurde, und es war nicht ganz leicht für mich, mich

in der „Geheimwissenschaft“ der Ministerialarbeit zurecht zu finden. Was ich bisher auf sozialem Gebiet getan hatte, war im Rahmen freier Organisationen geschehen, und der bürokratische Apparat war mir zunächst ziemlich fremd. Ich habe auch später von meinen Kollegen selbst gehört, daß sie meine Einberufung mit starkem Mißtrauen betrachteten: eine Frau, dazu noch Sozialdemokratin, ohne abgeschlossenes Studium — wie sollte das werden? Aber es wurde, und ich glaube, ich kann heute rückschauend sagen, daß es besser ging als die Kollegen und als ich auch selbst erwartet hatten, und daß ich mich schnell in den Ministerialapparat hineinfand. Ich habe auch von Anfang an mit den Kollegen vertrauensvoll zusammengearbeitet und stehe noch heute mit einigen von ihnen in freundschaftlichen Beziehungen.

Organisationsgrundlage für das neue Fürsorgegebiet wurde die Verordnung über die soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge vom Februar 1920. Sie übertrug die Durchführung der Fürsorge den bei den Stadt- und Landkreisen zu bildenden Fürsorgestellen. Bei den Ländern, in Preußen bei den Provinzialverwaltungen, wurden Hauptfürsorgestellen errichtet. Sie wurden im Reichsausschuß der Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge zusammengefaßt, der als beratende Organisation dem Reichsarbeitsministerium zur Seite stand und zu regelmäßigen Sitzungen zusammenberufen wurde, in denen alle Gesetzesvorlagen und alle wichtigeren Verwaltungsanordnungen durchberaten wurden. Hier wurden auch die Richtlinien beraten und beschlossen, die im Ministerium für die Durchführung der Gesundheitsfürsorge für die Kriegshinterbliebenen, der Berufsfürsorge für die Kriegerwitwen und der Erziehungs- und Berufsfürsorge für die Kriegerwaisen aufgestellt worden waren. Manche der hier zum erstenmal angeordneten Fürsorgemaßnahmen sind später auch in die „Reichsgrundsätze über Voraussetzung, Art und Maß der öffentlichen Fürsorge“ übernommen worden, in denen nach der Neuregelung der Fürsorge durch die 1924 erlassene Verordnung über die Fürsorgepflicht das materielle Fürsorgerecht zusammengefaßt wurde. Sie haben daher

das neue Fürsorgerecht, das an die Stelle der alten armenrechtlichen Bestimmungen trat, entscheidend beeinflusst.

Die Vorbereitung aller gesetzlichen Neuregelungen auf dem Gebiet der Fürsorge geschah von Anfang an in enger Verbindung mit den freien Organisationen, den Spitzenverbänden der freien Wohlfahrtspflege und den für die einzelnen Gruppen von Hilfsbedürftigen entstandenen Zusammenschlüssen, wie den Verbänden der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen sowie der Klein- und Sozialrentner. Zu den bestehenden konfessionellen und interkonfessionellen Spitzenverbänden trat sehr bald der 1919 unter Führung von Marie Juchacz gegründete Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt, mit dem enge Fühlung zu halten zu den Aufgaben meines Referats gehörte. Ich habe sowohl an den vorbereitenden Beratungen als auch später an den Jahresversammlungen der Arbeiterwohlfahrt als Vertreterin des Ministeriums teilgenommen. Darüber hinaus boten gesetzliche und verwaltungsmäßige Neuregelungen auf sozialpolitischem und wohlfahrtspflegerischem Gebiet häufiger Gelegenheit zu fruchtbarer Meinungsaustausch, der sich sowohl der Arbeit des Ministeriums als auch der der Arbeiterwohlfahrt zugute kam.

Noch enger geknüpft wurde meine Verbindung mit der Arbeiterwohlfahrt, als diese 1924/25 daran ging, einen Nachschulungskursus für in der Wohlfahrtspflege stehende Männer und Frauen zu veranstalten. Vorangegangen war der einige Jahre vorher gemeinsam vom Reichsarbeitsministerium und der Arbeiterwohlfahrt unternommene Versuch, einigen geeigneten Kriegerwitwen eine Berufsmöglichkeit dadurch zu schaffen, daß sie einem Kurzlehrgang eingegliedert wurden, den die unter Leitung von Dr. Alice Salomon stehende Soziale Frauenschule eingerichtet hatte. Nun aber sollten in einem eigenen Nachschulungslehrgang der Arbeiterwohlfahrt sorgfältig ausgewählte Männer und Frauen die Möglichkeit erhalten, die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspfleger zu erwerben. Hier liegen die Anfänge der systematischen Schulungsarbeit der Arbeiterwohlfahrt, die dann einige Jahre später zur Gründung der eigenen Wohlfahrtschule der Arbeiterwohlfahrt führten. Ich habe von Anfang an an dieser Arbeit teilgenommen, wobei mir die Tätigkeit im Ministerium naturgemäß sehr zugute kam, und kann sagen, daß die Erinnerung an sie zu den schönsten meines Berufslebens gehört.

## Als wir gegen die Reglementierung kämpften

Von Louise Schroeder, Berlin

Vor mir liegt das Protokoll der bevölkerungspolitischen Tagung des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt in Jena vom September 1926. Es stimmt mich wehmütig und froh zugleich: wehmütig, weil der größte Teil der damaligen Referenten wie Dr. Quarck, Dr. Moses, Gertrud Hanna, Elisabeth Kirschmann-Röhl uns seit langem — zum Teil infolge nationalsozialistischer Grausamkeiten — verlassen mußten. Nur Dr. Zadek und Dr. Kautzky weilen außer mir selbst unter den Lebenden. Es stimmt mich aber auch froh und stolz zugleich, zu sehen, mit welchem Ernst die junge Ar-

beiterwohlfahrt die im Kaiserreich ungelöst gebliebenen und durch den Krieg soviel dringender gewordenen Probleme wenige Jahre nach ihrer Gründung in Angriff nahm und versuchte, nicht nur Schäden zu heilen, sondern die Ursachen zu ergründen und ihnen entgegenzuwirken. Sehen wir uns das Inhaltsverzeichnis an, so werden nach dem grundlegenden Referat über „Sozialismus und Bevölkerungspolitik“ der „Schutz der schwangeren Arbeiterin im Betriebe“, die Fragen der „Prostitution und Reglementierung“ sowie der „Schwangerschaftsunterbrechung und -verhütung“



jeweils vom ärztlichen und vom sozialen Standpunkt untersucht und behandelt, in einer Weise, die heute nicht veraltet, sondern noch außerordentlich aktuell ist. Wem verdanken wir diese Arbeit ebenso wie so manche andere? Hat auch Marie Juchacz die Tagung nur mit einigen wenigen sachlichen Worten eröffnet, so wissen wir doch, wie sie als Vorsitzende der Arbeiterwohlfahrt hinter dieser Arbeit stand. Darüber hinaus finden wir als Anhang zum Protokoll eine Eingabe, die Marie Juchacz im Namen der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands bereits im Jahre 1918 an den Reichstag zu den Gesetzentwürfen über Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Verhinderung der Geburten, Unfruchtbarmachung und Schwangerschaftsunterbrechung eingereicht hat. Was Marie Juchacz in dieser Eingabe niederlegte, zeigt ihre große Sorge um die Frauen und Mütter und um die gesunde Nachkommenschaft; so ist die Jenaer Konferenz nur eine Folge ihrer schon früher angestellten Erwägungen und dafür können wir, die wir in der Weimarer Zeit an der Lösung der Probleme mitarbeiten durften und auch heute noch vor gleichen Problemen stehen, ihr nur von Herzen dankbar sein.

Nunmehr habe ich die besondere Aufgabe, in diesem Marie Juchacz gewidmeten Sonderheft über meine Erfahrungen im Pflegeamtswesen und bei der Schaffung des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu schreiben. Wenn Marie Juchacz in der erwähnten Eingabe „im Interesse der Volksmoral und -gesundheit auf die Notwendigkeit der Aufhebung der Reglementierung der Prostitution“ hinweist, „durch die eine Schicht von Frauen unter ein Ausnahmegesetz gestellt wird, im Gegensatz zu den die Gesamtheit in gleichem Maße bedrohenden Männern, die sich der Prostitution bedienen“, so hat mich diese Erkenntnis sowohl in meiner praktischen Pflegeamtsarbeit als auch in der Mitarbeit an dem Gesetz von 1927 geleitet. Immer wieder habe ich feststellen können, wie — mindestens zu einem großen Teil — das Herabsinken der Frauen in die Prostitution auf Grund wirtschaftlicher Not geschah und wie es in gedankenloser Weise von den Männern gefördert wurde. Selbst der durch die Reglementierung erhoffte gesundheitliche Schutz konnte der Natur der Sache nach gar nicht erreicht werden, sondern im Gegenteil: durch das Wiegen in Sicherheit wurde eine neue Gefahr heraufbeschworen. So haben wir im Pflegeamt meiner Heimatstadt Altona dieser Reglementierung und Bordellierung, die im kaiserlichen Deutschland besonders in den Hafenstädten erfolgt war, die praktische Arbeit entgegengestellt. Wir erkannten, daß ganz besonders das Einsperren in Bordellstraßen ein unwandelbares Verlorene der Betroffenen für die menschliche Gesellschaft mit sich brachte, obgleich manche der Frauen bei richtiger sozialer Behandlung zu retten gewesen wäre. Die Aufgabe des Pflegeamtes aber ging in erster Linie dahin, die Frauen rechtzeitig vor sittlicher und krimineller Gefährdung zu retten. Ich könnte manches Beispiel dafür anführen, wie gerade der Zwang zur Heimlichkeit diese Aufgabe erschwerte und manche Frau und manches Mädchen für immer in die Asozialität trieb. Die Pflegeamtsarbeit ist bestimmt nicht leicht,

vor allem in Zeiten, wie sie der erste und in verstärktem Maße der zweite Weltkrieg mit sich brachten, um so schwerer, als sie aufs engste zusammenhängt mit der Beschaffung von Wohnung und Arbeit und mit der — besonders für die alleinstehenden Frauen wichtigen — Möglichkeit zu befriedigender Berufswahl.

Aus diesem Grunde haben wir uns bei der Schaffung des Gesetzes von 1927 nicht auf die ärztliche Seite beschränkt, so wichtig sie selbstverständlich ist, sondern auch die gesetzliche Grundlage gegeben für die Überwindung der Prostitution, soweit diese nur eben möglich ist. Es war kein kleiner Kampf, den wir in unseren Städten mit der Enge der bürgerlichen Auffassung und mit der Sittenpolizei alten Stils, im Reichstag mit der Reaktion auszufechten hatten. Aber es gelang zu einem gewissen Teil. Unvergessen wird mir immer der Tag bleiben, an dem wir in Altona die Pforten der Bordellstraßen niederrissen. Freilich ist diese Arbeit wie so manche andere durch die Nazi- und die Kriegszeit zerstört worden. Die Einsamkeit und die Arbeitslosigkeit, ja, Hoffnungslosigkeit der Frauen leisten bis auf den heutigen Tag ihr niederdrückendes Werk, obgleich so manches Bollwerk des Vorurteils beseitigt worden ist. In diesem Kampf brauchen wir Frauen die Hilfe der Männer, die sich ihrer Verantwortung — vor allem den jungen Mädchen und Frauen gegenüber — bewußt sein

müssen. Und hierzu ist wiederum die Erziehung der Eltern notwendig. Was wir tun können, ist, den Menschen die innere Kraft zu geben gegenüber den Auseinandersetzungen, mit denen jeder für sich fertig werden muß.

Damit, liebe Marie Juchacz, komme ich an Deinem 75. Geburtstag mit einer Bitte zu Dir: Du stehst als Ehrenpräsidentin auch heute noch an der Spitze der von Dir gegründeten Arbeiterwohlfahrt. Was Du in früheren Jahrzehnten geleistet hast, ist uns Älteren unvergesslich. Hilf mit, daß für die Zukunft erhalten bleibt, was die Arbeiterwohlfahrt unter Deiner Führung einmal erarbeitet hat. Dann können wir hoffen, daß das Wort unseres gemeinsamen Freundes Prof. Radbruch, der zu früh von uns gehen mußte, im besten Sinne des Wortes Wahrheit wird:

„Die moralische Auseinandersetzung vollzieht sich ja nicht zwischen den Menschen, sondern im einzelnen Menschen, in stiller Zwiesprache zwischen Begierde und Gewissen, zwischen unserem Geheimen und unserem besseren Selbst, zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer in der eigenen Brust. In der Moral ist ein jeder, wie Christus in der Wüste, in erhabener Einsamkeit allein mit sich selbst, nur dem Gesetze, nur dem Gerichte des eigenen Gewissens untertan. In der Sitte gebieten alle dem einzelnen, im Staate ein einheitlicher Wille allen — in der Sittlichkeit jeder nur sich selbst.“

## Zur Reform der Fürsorge-Erziehung

Von Dr. Walter Friedländer, Berkeley, USA

Unter den Problemen der Sozialpolitik, mit denen sich der Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt in der Weimarer Zeit unter dem Vorsitz von Marie Juchacz beschäftigte, nahm die Reform der Fürsorgeerziehung einen beträchtlichen Raum ein. Die große Zahl der Fürsorgezöglinge stammte aus dem Teile der Bevölkerung, der durch widrige wirtschaftliche und gesundheitliche Umstände benachteiligt war und an dessen Geschick die organisierte Arbeiterschaft warmen Anteil nahm. Das Jugendwohlfahrtsgesetz, das wesentlich auf Betreiben der Gewerkschaften und der SPD geschaffen worden war, wollte jedem Kind das Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit sichern. Der Hauptausschuß arbeitete im Jahre 1929 Richtlinien zur Umgestaltung der Fürsorgeerziehung aus, die in der „Arbeiterwohlfahrt“ vom 15. Mai 1929 veröffentlicht wurden, die aber auch heute noch von erstaunlicher Aktualität sind. In diesen Richtlinien wurde gefordert, daß die Fürsorgeerziehung als Sondermaßnahme abgebaut und als pädagogische, soziale Maßnahme in die allgemeine Jugendhilfe eingegliedert werden solle. Wir betonten, daß es nicht länger zugänglich sei, Gefährdung und Verwahrlosung von Jugendlichen lediglich als ihre persönliche Schuld zu behandeln und Fürsorgeerziehung wie eine kriminelle Strafe zu verhängen. Der Hauptausschuß forderte, daß statt dessen die Erziehung solcher Jugendlichen in einer lebensnahen Umwelt unter Verzicht auf äußeren Zwang von Menschen übernommen werden soll, die dem jungen Menschen Vertrauen entgegenbringen und ihn zum Bewußtsein

seiner gesellschaftlichen und persönlichen Verantwortung erziehen. Die früheren Erfahrungen hatten gezeigt, daß nur allzuoft junge Menschen in den Fürsorgeanstalten nicht gebessert, sondern entweder in ihrer Lebenskraft gebrochen wurden oder aber verbittert und als Feinde der Gesellschaft bei ihrer Entlassung zurückkamen.

Besonders versuchte der Hauptausschuß und die Menschen, die mit ihm verbunden waren, zu verhüten, daß Kinder und Jugendliche oft aus geringem Anlaß lebenslänglich den Makel des Fürsorgezöglings tragen mußten. Aber diese Bemühungen vermochten in der Zeit der Weimarer Republik das Reich und die Länder nicht zu überzeugen, daß die Fürsorgeerziehung aufgehoben und durch moderne, rein erzieherische Maßnahmen der öffentlichen Jugendhilfe ersetzt werden müsse. In der nachfolgenden Zeit des Naziregimes wurde solche Reform natürlich überhaupt nicht länger erwogen.

Eine organische Eingliederung von Maßnahmen zur Hilfe von gefährdeten und verwahrlosten Jugendlichen in die allgemeine Jugendhilfe unter Leitung der Jugendämter stellte das Ziel der Reform dar, die vom Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt gefordert wurde. Dieses Ziel ist noch heute zeitgemäß. Noch immer führen in einzelnen Ländern finanzpolitische Erwägungen zur Verhängung der Fürsorgeerziehung, deren Kosten von den Ländern und nicht wie Maßnahmen der allgemeinen Jugendhilfe von den Bezirksfürsorgeverbänden bestritten werden. Der Hauptausschuß hatte betont, daß solche Erwägungen nicht verantwortet werden können, wo das

Schicksal und die Zukunft von Kindern und Jugendlichen auf dem Spiele stehen, die nicht in Geld aufgewogen werden können. In der Weimarer Zeit und auch in den Jahren seit dem Ende des Krieges haben viele Anstalten versucht, moderne Prinzipien auch im Rahmen der Fürsorgeerziehung anzuwenden. Das Beispiel des „Immenhof“, der im Geiste Marie Juchacz als eine Pioniereinrichtung von der Arbeiterwohlfahrt geschaffen wurde, ist nicht ohne gewissen Einfluß geblieben. Der „Immenhof“ war bewußt als eine Einrichtung der freien Wohlfahrtspflege geschaffen worden, um darzutun, welche Erziehungsmöglichkeiten sich im Geiste einer sozialpolitischen Lebensauffassung verwirklichen lassen, die durch keine staatspolitischen Einschränkungen gebunden waren. Die Wiederaufnahme dieser fruchtbaren Arbeit im Jahre 1952 und das schon im Jahre 1948 neu begonnene Jugendwerk Druhwald für erziehungsgestörte Jugendliche beweisen, daß die Ideen einer Hilfe für gefährdete und verwahrloste junge Menschen im Hauptausschuß lebendig geblieben und weiter entwickelt worden sind. Noch immer ringen wir um neue, bessere Methoden der Eingliederung solcher Jugendlicher in die Gesellschaft, um Methoden, die dem Jugend-

lichen den Makel des Fürsorgezöglings ersparen, ihm Schutz gegen Gefahren der Umgebung und gegen asoziale Neigungen in seiner eigenen Persönlichkeit geben und ihn wieder zu einem selbstvertrauenden, nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft machen. Diese Grundsätze sind in den Heimen und Anstalten des Hauptausschusses wie in der offenen Arbeit seiner Bezirks- und Ortsausschüsse in diesen letzten Jahren unter aufopfernder Arbeit zur Anwendung gebracht worden. Besonders auch in der Hilfe für heimatlose Jugendliche, für viele der Vertriebenen und Flüchtlinge, die vom Osten herüberkamen und die noch immer Zuflucht in den Heimen und Aufnahmestellen der Arbeiterwohlfahrt suchen. Der Verfasser dieser Zeilen hatte Gelegenheit, sich während seines Aufenthaltes in Deutschland vom Herbst 1951 bis Herbst 1952 immer wieder von der Wirksamkeit dieser Einstellung des Verstehens und der Solidarität mit den Heimatlosen, Entwurzelten und Gefährdeten zu überzeugen und die sozialpolitische Berechtigung dieser Grundhaltung mit Marie Juchacz zu besprechen, die mit berechtigtem Stolz das Wachsen und die große sozialpolitische Bedeutung der Arbeit des Hauptausschusses sieht, dessen Gründerin sie im Jahre 1919 war.

## Gemeinsame Arbeit

Von Hedwig Wachenheim, Hamburg

Wie Marie Juchacz auf den Gedanken kam, die Arbeiterwohlfahrt zu gründen, weiß ich nicht mehr; sie zog mich heran, als sie schon zur Gründung entschlossen war. Die Gründung war eine ausgezeichnete Idee für die Frauensekretärin der Sozialdemokratischen Partei (Marie Juchacz's berufliche Stellung bis 1933), denn die AW gab den Frauen der SPD eine Möglichkeit der Betätigung im Staats- und Gemeindeleben, die mancher Frau besser liegt als nur über Politik zu lesen und zu diskutieren.

Ich war damals eine der wenigen in der Partei tätigen Frauen, die in der Wohlfahrtspflege ausgebildet und schon einmal in einem Wohlfahrtsamt tätig gewesen war. So bat Marie Juchacz mich, Mitglied des Hauptausschusses zu werden. Ich übernahm die Leitung der Ausbildungskommission, die ebenso wie die Anstaltskommission nicht nur über Fachfragen des Ausbildungswesens oder Anstaltswesens beriet, sondern fest mit zum Organisationsapparat des Hauptausschusses gehörte, denn sie leitete die Ausbildungsarbeit des Hauptausschusses genau so wie die Anstaltskommission seine Anstalten. Selbst später, als der Hauptausschuß mehr Personal anstellen konnte, änderte sich das Verhältnis der beiden Kommissionen zu ihm nicht. Ich hatte 1926 vorgeschlagen, eine Halbmonatsschrift „Arbeiterwohlfahrt“ herauszugeben und übernahm die Redaktion der Zeitschrift. 1928 gründeten wir die erste Wohlfahrtsschule der AW und ich wurde Vorsitzende des Schulausschusses, der die Schule leitete. So gehörte ich zum Stab der AW, ohne von ihr angestellt zu sein. Das gleiche gilt für Elisabeth Kirschmann, die Vorsitzende der Anstaltskommission, Marias jüngere Schwester, die 1930 mit etwa 40 Jahren gestorben ist. Die gemeinsame Arbeit brachte mich beiden Frauen persönlich nahe und besonders mit Elisabeth ver-

band mich eine persönliche Freundschaft, die noch intimer wurde, als ich 1928 in den preußischen Landtag gewählt wurde, dem Elisabeth schon länger angehört hatte.

Die beiden Schwestern waren von einer gegenseitigen Innigkeit, wie man sie selbst bei Schwestern selten beobachtet. Sie hatten sich gemeinsam aus den untersten Berufen des Proletariats zu einflußreichen Stellungen in der Arbeiterbewegung emporgearbeitet und lebten in Köln und Berlin zusammen. Ihre drei Kinder gehörten ihnen gemeinsam. Sie waren sich äußerlich ähnlich, aber verschieden in ihrem Wesen. Marie ist verschlossen und herb, voll strenger Würde, Elisabeth war gemütlich, weich, freundlich, fröhlich, den Annehmlichkeiten des Lebens zugetan. Sie schrieb gewandt und hübsch ohne viel Schwierigkeiten. Als Rednerin gefiel uns Marie besser: sie war imposant durch ihre Schwere, während Elisabeth mir oft zu leicht und weiblich erschien. Elisabeth hatte eine sehr leichte Auffassungsgabe und arbeitete sich schnell in die Probleme der Anstaltsfürsorge ein. Der Immenhof als Fürsorgeerziehungsanstalt der AW war ihre Idee und sie hat unendlich viel von ihrer Arbeitszeit auf ihn verwandt. Sie hatte künstlerischen Geschmack, das sah man dem Haus an. In einem aber waren sich die Schwestern ähnlich. Sie waren beide vollkommene „Ladies“. Ich verwende hier absichtlich den englischen Ausdruck, denn er vereinigt Gesinnung und äußere Form. Ich habe nie von einer der beiden ein unvornehmes Wort gehört, eine unvornehme Geste gesehen, oder eine Intrigue erlebt. Marie konnte abweisend sein, aber launisch war sie nie und nie unsachlich. Elisabeth war gelöster, aber im Wohlfahrtsausschuß der preußischen Landtagsfraktion übte auch sie ihr Amt mit Würde aus und ordnete mit heiterer Liebenswürdigkeit

die verschiedenen Meinungen der Sache unter. Als sie tot war, wurde es uns viel schwieriger, einheitliche Meinungen zu erzielen und die natürlichen Eifersüchteleien auszuräumen.

Bei aller Verschlossenheit war Marie eine angenehme Vorsitzende der AW. In meinem ganzen Leben hat meine Arbeit für die Arbeiterwohlfahrt immer viel bedeutet, obwohl sie nun schon mehr als 20 Jahre zurückliegt. Sie gab mir wundervolle Wirkungsmöglichkeiten. Marie Juchacz ließ ihren Mitarbeitern freie Hand. Sie verlangte gefragt zu werden, und ich frug. Das war ich selbstverständlich ihrer Stellung schuldig. Ich wußte ja auch, daß sie nie ohne guten Grund, den ich vielleicht nicht im voraus kennen konnte oder übersah, „nein“ sagen würde. Sie war nicht weniger unternehmungslustig als ich selbst. Die Ausbildungsarbeit stieß in Gebiete vor, die sonst außerhalb des Wirkungsbereiches der Arbeiterbewegung lagen. Durch die Zeitschrift konnte die Arbeiterbewegung schnell und durch gute Fachleute ihre Meinung auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege formulieren und der Öffentlichkeit darlegen und durch die Schule die Verwaltung mit Menschen, die unmittelbar aus der Arbeiterschaft kamen, durchsetzen. Aber wenn ich das Gefühl hatte, daß ich der Öffentlichkeit, oder auch unseren Schülern einmal ganz deutlich klarmachen müsse, was die Arbeiterbewegung auf einem bestimmten Gebiet der Wohlfahrtspflege oder innerhalb der Schule mit gewissen Entscheidungen bezwecke, bat ich Marie um ihre Unterstützung. An der Zurückhaltung und dem Ernst, mit denen sie dann sprach, spürte man, wie schwer sie es nahm, vor Fachleute hinzutreten und ihre Meinung zu sagen. Aber gerade dadurch überzeugte sie ihre Hörer von der Bedeutung ihrer Worte und der Tatsache, daß die Meinung der Arbeiterbewegung nicht übergangen werden durfte. Ich hoffte dann immer, daß unsere Schüler, deren Aufstieg ja auch schwierig war (aber doch, da wir ihnen eine Ausbildung boten und während der Zeit Lebensunterhalt oder Verdienstmöglichkeiten, so viel leichter war als das der älteren Generation), verstehen würden, was sie der Arbeiterbewegung schuldig waren und es mit energischer Arbeit und Treue zur Sache vergelten würden. Inzwischen habe ich feststellen können, daß viele verstanden hatten.

Lehrkräfte geben einer Schule ihr Gesicht so gut wie Schüler. Beide hauptamtlichen Lehrkräfte der Schule, Dr. Erna Magnus und Dr. Suse Schulze-Hirschberg wurden mir von Marie Juchacz empfohlen und von den nebenamtlichen Kräften Louise Schroeder. Die Lehrkräfte vereint, unter ihnen auch Dr. Hilde Oppenheimer, Franz Goldmann, Walter Friedländer und Dorothea Hirschfeld haben dieselbe Freude empfunden wie ich an unserem Experiment, der ersten vollen Berufs- und Fachschule der Arbeiterbewegung mitzuwirken, das merkte man an ihrem immer bereiten Interesse. Wir haben vereint versucht eine Schule zu fördern, die auf die Besonderheiten des einzelnen Schülers und der Schüler als Kollektiv einging, sie mit den Idealen und dem Charakter der Arbeiterbewegung vertraut machte und ihnen trotz dieser Besonderheiten eine normale Ausbildung gab. In dieser Arbeit fanden wir immer das Ver-